

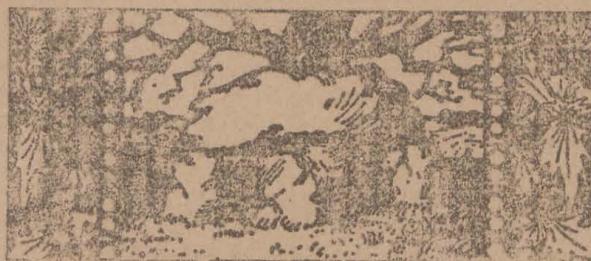
Pommersche Heimat

Einzelnummer 5 Pfg.

Monatsbeilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt.

Einzelnummer 5 Pfg.

Einsendungen für den redaktionellen Teil sind an den Bund Heimatschutz, Stettin, Deutsche Str. 13 oder an die Geschäftsstelle des Pommerschen Genossenschaftsblattes, Königsplatz 1a, zu richten.



Erscheint in den ersten Tagen
::: eines jeden Monats. :::

Herausgegeben in Verbindung
mit dem Landesverein Pommern
des Bundes Heimatschutz (e. V.).

Nr. 1.

Auflage

Stettin, im Januar 1918.

12 700

7. Jahrg.

Die Heimat.

Kein Fleck der Erde, und wäre er mit allen Reizen dem Paradiese gleich, ausgestattet, kann Dir sein, was Dir die Heimat ist. Sie hat Dich geboren, Dich gesäugt, Dich stammeln und gehen gelehrt, sie hat Dir die ersten Sterne, die ersten Blumen, die ersten Augen gezeigt, sie hat Dir von ihrer Seele und von ihrem Mark in Deine Seele und in Dein Mark gelegt. Wie mußt Du sie lieb haben!
(Schmitthenner.)

Vorstandsfeier des Landesvereins.

Am 1. Dezember vorigen Jahres fand unter dem Vorsitz des Herrn Oberpräsidialrat Bartels-Stettin eine Vorstandsführung statt, die sich mit der Beratung einer Geschäftsordnung für den Landesverein beschäftigte. Die Geschäftsordnung will das Mittel an die Hand geben, mit dem Beginn des Friedens eine neue umfassende Tätigkeit aufzunehmen. Wir werden nach Fertigstellung die Geschäftsordnung unsern Mitgliedern gedruckt zugehen lassen.

Der Vorstand.

Unflüchtiger Naturforscher.

In Nr. 192 des „Pyriker Kreisblattes“ lesen wir „Einen seltenen Fang machte kürzlich der Oberfeld-Telegraphen-Gast Wilhelm Klose bei Neu-Gräpe in der Nähe von Pyritz. In einem Rübenfeld stellte der ihn begleitende Hund einen Adler, der zum Kampf ansetzte. Durch einen Steinwurf gestört, wendete sich der Adler, und so gelang es Klose, das Tier rückwärts mit beiden Flügeln zu Boden zu drücken. Lebend brachte er das Tier, das wütend Schnabelhiebe austeilte, nach Hause, wo es getötet wurde. Der hier im Norden nur selten vorkommende Vogel, der als ein Schreiadler festgestellt wurde, wies eine Flügelspannung von 1,80 m auf.“ — Kommentar überflüssig.

Bugenhagen-Anekdote.

1. Als Doktor Pommer von einem Naseweisen gefragt wurde, was Gott getan habe, ehe er die Welt geschaffen? — antwortete er: „Er hat Ruten gemacht, diejenigen damit zu züchtigen, die solche unnötigen Dinge fragen.“

2. Bugenhagen hörte einmal in Sachen einen Prediger das Evangelium deutsch aus einem griechischen Testamente lesen, augenscheinlich, um damit zu prunken. Als es damit aber nicht recht vorangehen wollte, sagte der Pommer: „Mein Doktor, verjudet's einmal und leiet das Evangelium aus Luthers deutschem Testament; was gilt's? Es wird sich besser geben.“

3. Von Bugenhagen kann man sagen, daß er seinen Freund Luther zweimal kopulierte (= traute, vereinigte). Das erste Mal, den 13. Juni 1525, mit Katharina von Bora, das zweite Mal, den 21. Februar 1546, mit der Mutter Erde. Denn ihm war das herzzerbrechende

Geschäft aufgetragen, Vater Luther zu Wittenberg die Leichenpredigt zu halten.

4. Bugenhagens lateinischer Wahlspruch läßt sich etwa so verdeutschen:

„Kennest Du Jesum nur recht, ist's genug,
wenn weiter Du nichts weißt;
Kennest Du Jesum nicht, ist nichts wert,
was Du auch sonst weißt.“

Ha.

Die Einführung der Reformation in Rügenwalde.

(Nach einem Vortrage des Lehrers Rosenow-Rügenwalde im dortigen Lehrerverein.)

Unsere Stadt war zu der Zeit, als Luther die 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug, noch eine gut katholische Stadt, und sie blieb es auch noch fast zwei Jahrzehnte, da der in unserem Schlosse residierende Pommerherzog Bogislaw X., der Zeitgenosse Luthers, ein entschiedener Geaner Luthers und der Reformation war. Dennoch hatte die Reformation in den Nachbarstädten bald Fuß gefaßt, in Stolp bereits zwei Jahre nach dem Thesenanschlag. Das bezeugt die alte Gesichtstafel in der dortigen St. Marienkirche mit der Inschrift: „Anno 1519 ging hier auf das Licht des Evangeliums“. Auch in unserer anderen Nachbarstadt Köslin war schon vor dem Treptower Landtage im Jahre 1531, das Morgenrot der reinen Lehre aufgegangen. Leider kam es hier bald zu stürmischen Austritten, wodurch der neue Glaube mit Blut besetzt wurde. Viele waren hier der alten Lehre treu geblieben und ihr Führer, Barbier Döring, hatte während des evangelischen Gottesdienstes Branntwein verzapft und Spottreden über die evangelischen Geistlichen gehalten. Der hatte wiederum von der Kanzel darüber gescholten; und nun erschien Döring mit den Seinen beim nächsten Gottesdienst in der Kirche und trank dem Prediger aus einem Branntweinglase zu. Die emporwürgten Kösliner zogen den schuldigen Barbier vor ein Volksgericht. Der Rat vermochte den Tumult nicht zu stillen, und so wurde Döring vor dem Kolberger Tor in einen Sack gestopft und erkauft. Als man die Leiche später beerdigen wollte, hatten Hunde den Körper zerfleischt und angefressen. Zu ähnlichen stürmischen Austritten kam es leider auch in anderen Pommernstädten. Die nach dem Tode Bogislaw X. gemeinsam regierenden Herzöge Barnim XI. und Philipp I., die der Reformation zugeneigt waren — Barnim hatte sogar in Wittenberg studiert — fürchteten ein weiteres Umfischgreifen der Unruhen und beriefen deshalb zum St. Puzia-Tage (13. Dez.) 1534 einen Landtag nach Treptow a. Hg. Hier sollte über die Einführung der neuen Lehre entschieden werden. Dazu war Johann Bugenhagen am 6. Dezember schon eingetroffen, mit ihm die herzoglichen Räte und die Geistlichen aus den 3 größeren Städten: Marsus v. Rode aus Stettin, Johannes Rinktro aus Stralsund und Kasch Hohensee aus Stolp. Die Städte selbst waren durch ihre Sendboten vertreten. Diese forder-

ten die Einführung der neuen Lehre, waren aber bereit, die Messe, die Bierzeiten und die Seelenfistungen auch fernerhin beizubehalten. Der Bischof von Kammin sollte, wenn er überträte, Generalsuperintendent mit hohen Einkünften werden. Dagegen verlangten die Städte das Recht, ihre Pfartherren und Lehrer selber berufen zu dürfen. Einen großen Teil des geistlichen Vermögens, der Hospitäler und Stiftung wollten die Städte für ihre Kirchen und Schulen verwenden. Im großen und ganzen stimmten die beiden Herzöge dem Vorschlage zu. Die als Landtagsabschied zusammengesezte Kirchenordnung wurde von Bugenhagen in Rügenwalde ausgearbeitet und 1535 im Druck veröffentlicht bei Franz Schöffow in Wittenberg. Nach dem Schlusse des Trentower Landtags kurz vor dem Weihnachtstage 1534 kehrte Herzog Barnim XI. nach Rügenwalde zurück und brachte als Gast Bugenhagen mit, der hier nun sofort mit der Einführung der Reformation begann. Er predigte häufig in der St. Marienkirche, verhandelte mit den Geistlichen, begann mit der Einführung der neuen Agenda und veranlaßte die Auflösung der beiden Klöster Budow und Marienkron. Die Besitzungen dieser Klöster wurden mit dem Amt Rügenwalde vereinigt und dieses dadurch nächst Kolbacz der wertvollste und umfangreichste Besitz der pommerschen Herzöge. Der letzte Budower Abt hieß Heinrich von Kressen. Er legte sein Amt nieder und erhielt dafür auf Lebenszeit eine eingerichtete Wohnung in der Abtei (Abtschlag?) freie Feuerung, Bekleidung für sich und einen Jungen, Heu und Stroh für zwei Pferde, ein großes Deputat an Korn und allen möglichen Lebensmitteln und jährlich ungefähr 2000 Mk. bar. Ebenso erhielten in Marienkron einige alte Mönche Wohnung und bezogen vom Amte ihren Lebensunterhalt. Den Klosterader von Marienkron hatte der Herzog erst an Rügenwalder Bürger verpachtet, aber 1556 erwarb er noch einige Acker auf der Feldmark und errichtete aus diesen einen Ackerhof, die Domäne Schloßhof, die bis 1813 bestand. Seitdem gibt es kein Dominium Rügenwalde mehr, wohl aber eine Stadtziegelei, die 1584 von Budow hierher verlegt wurde.

In Rügenwalde hat sich der Uebergang von der alten zur neuen Lehre allmählich und ohne stürmische Ausbrüche und gewalttätige Ausbrüche der Volksleidenschaft vollzogen. Der letzte Rügenwalder Pöban, Heinrich Gerede, war ein Anhänger Luthers und wirkte mit Eifer und reichem Erfolge für die neue Lehre. Durch Bugenhagen wurde bei seinem hiesigen Aufenthalt im Winter 1534/35 das Rügenwalder Kirchenwesen nur vorläufig geregelt. Recht befestigt wurde die Neuordnung erst durch die Kirchenvisitation. Die Rügenwalder geschah bereits am 24. Febr. 1539 und wurde von Herzog Barnim selber geleitet. Als Visitatoren nahmen teil: Hohensee, Superintendent in Stolp und Generalsuperintendent im östlichen Hinterpommern, Stephan Klinkenbill, Licentiat der Rechte, Joachim v. Podewils, Henning und Joachim v. Besow. Die Visitation hatte vor allem zwei Aufgaben zu erfüllen. 1. Die Pfarrer auf Lehre und Leben zu prüfen und 2. die Kircheneinkünfte zu regeln.

Nachdem die Rügenwalder Geistlichen auf ihre religiöse Gesinnung und Fähigkeit für das Predigtamt verhört worden waren, wurde aus der großen Zahl der katholischen Geistlichen (etwa 20) der bisherige Pöban Heinrich Gerede 1. Pastor und der Priester Johann Ribbranz Ranellan oder Diakonus der evangelischen Gemeinde. Erst 1639 trat dazu der erste Schloßprediger Christian Bilang aus Rügenwalde.

Um nun aber der Reformation die notwendige sichere Grundlage zu schaffen, wurde eine neue Ordnung des Gottesdienstes eingeführt. Sie trat sogleich nach der Visitation ins Leben und enthielt folgende Bestimmungen: An Sonn- und Festtagen wird morgens um 5 Uhr über den Katechismus gepredigt für das Dienstvoik und andere, die zuhören wollen, um 8 Uhr über das gewöhnliche Evangelium, zu Refner über die Epistel oder eine andere Stelle aus der Schrift.

Dann predigten beide Geistliche auch noch an 2 Wochentagen, nämlich Mittwochs und Freitags und zwar abwechselnd.

Einmal in der Woche sind die Armen im Hospital zu besuchen. Zu Beginn des Vierteljahres soll außerdem jedesmal 14 Tage lang, Sommers um 5 Uhr, Winters um 8 Uhr morgens der Katechismus in der Predigt ausgelegt werden, um die neue Lehre zu befestigen. Mit dieser gottesdienstlichen Ordnung war dem Werke der Kirchenerneuerung für alle Zeit eine feste Grundlage gegeben. Im einzelnen blieb allerdings noch manches zu ordnen übrig. Manche Neuzustände des katholischen Gottesdienstes blieben auch absichtlich bestehen. Dadurch wurde es manchen erleichtert, sich in die neue Ordnung zu finden. So behielten die Geistlichen die alte Amtstracht; noch Andreas Granzin wird 1605 als Messpriester bezeichnet und war wie ein katholischer Geistlicher gekleidet. Noch im 18. Jahrhundert wird der Hauptgottesdienst mit Abendmahlsfeier Hochmesse genannt. Ferner wird noch 1623 in einer Kirchenrechnung von einem Spinde neben dem großen Altar „da die große Monstranz mit dem Heiligatam einsteht“, gesprochen. Bei schweren Ungewittern „geschah in der Nacht über in der Kirche Aufwartung“. Beim Gottesdienst strahlte die Kirche im Glanze der Lichte auf den Altären, der Kanzel, den Kronen und vor den Kirchenstühlen der Behörden und Gewerke. Zu Pfingsten wurde die ganze Kirche mit Maien ausgeschmückt. Friedr. Wilhelm I. verbot in seinen letzten Jahren alle alten Zeremonien, Friedr. der Große erlaubte sie wieder.

Nach 1620 wurden 3 evangelische Geistliche angestellt. Der Pastor primarius, der die Hauptpredigt hielt, der Kapellan, jetzt Archidiaconus genannt, der die Beiperpredigt hielt und der Diaconus, der die Frühpredigt halten mußte. In der Gertrudkirche predigten von Maria Verkündigung bis Michaelis die 3 Geistlichen umschichtig, und Donnerstag hielt der Diaconus in der Hospitalkirche Gottesdienst. In der Marienkirche saßen beim Gottesdienst die Männer in den Kirchenstühlen der Genossenschaft oder Behörde, der sie angehörten, die Frauen hatten ihre Plätze in den Frauenbänken.

Ungefähr seit 1550 war der Pfarrer der St. Marienkirche zugleich Präpositus (= Superintendent) der Synode Rügenwalde. Ihm ging im Range nur der älteste Bürgermeister der Stadt vor. Das Schloß war bis 1639 in die Marienkirche eingepfarrt, und der Herzog ernannte gewöhnlich einen der an St. Marien amtierenden Geistlichen zu seinem Hosprediger. Der Hof und seine Beamten hatten ihren besonderen Kirchenstuhl, das alte Fürstenschor. Mit dem Ausbau der Schloßkirche unter Herzogin Elisabeth treten besondere Schloßprediger auf, sodas R. nunmehr 4 Geistliche hatte.

Mit der kurbrandenburgischen Herrschaft treten hier auch Reformierte auf, denen man sich aber ablehnend gegenüber verhielt. Den ersten reformierten Gottesdienst ließ die Regierung 1707 in der Schloßkirche durch einen Prediger aus Stolp abhalten. Der letzte Schloßprediger war Samuel Christoph Dreiß von 1780 bis zur Auflösung der Schloßgemeinde 1805.

Durch die Kirchenvisitation wurde zwar zunächst das gottesdienstliche Leben geregelt, dann aber zweitens auch die Besoldung der Geistlichen in geordnete Rahmen gefestigt. Dies geschah hier durch Einrichtung „eines Reichen-Kastens“. Zu dem gehörten die kirchlichen Liegenschaften (Wüdeländer, Wiesen) Meßkorn, Quartalsgeld, Gebühren für Glockenläuten und Grabstellen.

Außerdem wurde hier noch ein „Armenkasten“ eingerichtet. Er sollte der Unterstützung armer und gebrechlicher Personen und der eigentlichen Armenpflege dienen.

S a a s e. Rügenwalde.

Gib mir meine Nachtmücke her.

Eine Spulgeschichte.

(Von Axel Trapp in Schivelheim.)

Ein rauher Novemberabend wars. Früh hatten sich die dunklen Abendshatten übers Hügelland gebreitet. Zahlreich waren die jungen Mädchen und Burjchen, aber auch

Die Verheirateten, aus den verstreut liegenden Kolonien zur Spinnstube herbeigeilt. Selbst der achtzigjährige Großvater Paul, der die Gesellschaft stets unterhalten mußte, fehlte nicht. Seine kurze Pfeife, ohne die man ihn übrigens nie sah, den selbstgebauten Tabak rauchend, sah man ihn auf seinem ständigen Platze auf der Ofenbank sitzen. Von dort aus trug er selbstgereimte Gedichte vor oder erzählte Spuk- und Gruselgeschichten oder Gelebnisse aus seinem vielbewegten Leben. In der Mitte der Stube saßen an zwei, zuweilen auch an drei Tischen die jungen Burschen und Männer und spielten ihren „Schafstopp“. An den Wänden herum surrten die stinken Spinnräder der jungen Mädchen. Die Frauen saßen in der dunklen Stube nebeneinander, zu der Verbindungstür offen stand, auf den Bettträgern und Bänken und unterhielten sich über Kochen und Dorfklatsch. Draußen heulte der Wind und segte in großen Zügen durch das ächzende und stöhnende Gezweig der fahlen Bäume. Und Großvater Paul erzählte:

„Als ich noch ein kleiner Knabe war, da wohnte bei uns in Fribslaff bei Schivelbein eine alte Frau. Die hieß Minna. Sie trug den Kopf ganz schief auf der rechten Seite und konnte ihn niemals aufrecht halten. Und doch war sie einmal ein bildhübsches und vielbegehrtes Mädchen gewesen und hatte einen aufrecht sitzenden, geraden Kopf gehabt. Sie fehlte als junges Mädchen in keiner Spinnstube und hatte doch immer zu tun. Sie kannte in ihrer Jugend keine Furcht, obwohl man ihr oft Angst zu machen versuchte. Stets wußte sie die Aengstiger zu entlarren und machte sie hinterher lächerlich. Als das junge Volk auch einmal wieder in der Spinnstube saß, wurden allerhand Spukgeschichten erzählt. Einer der jungen Leute fragte Minna, ob sie denn nicht Angst habe, wenn sie nachts auf ihrem Nachhausewege den kürzeren Weg über den Kirchhof an der Kirche vorbei wählte. Sie verneinte und machte sich über solche Zumutung lustig. Als man sich gegen 1 Uhr nachts trennte, setzte Minna ihren gewohnten Weg über den Kirchhof fort, jegliche Begleitung ablehnend. Als sie an die Kirchhofspforte kommt, sieht sie an dem einen Türpfeiler eine schneeweiße Gestalt stehen. „Aha“, denkt sie, „du willst mich ängstigen. Na warte!“ Flugs tritt sie herzu, greift der weißen Gestalt, die übrigens ein merkwürdig ungestaltetes Gesicht hatte, die Nachtmühe vom Kopfe, steckt sie in die Tasche und geht ruhigen Gemüths weiter. Zu Hause angelangt, stellt sie ihr Spinnrad an seinen Platz, entkleidet sich und bläst die Lampe aus. Doch horch! Ganz leise klopft es an die geschlossene Fensterlade und ein dünnes Stimmchen bittet: „Ach, gib mir doch meine Nachtmühe her!“ Immer wieder und immer wieder klopft und bittet es draußen. Doch Minna will nichts hören und schläft ein.

Am andern Abend Punkt 12 Uhr klopft es wieder draußen an der Lade, doch lauter und energischer. Und fester bittet es: „Gib mir meine Nachtmühe her!“ Ganz leise steht Minna auf und guckt durch den herzförmigen Einschnitt in der Fensterlade, ob sie trotz der Dunkelheit wohl etwas erkennen kann. Da sieht sie wieder dieselbe weiße Gestalt, doch ohne Nachtmühe. Und plötzlich starrt ihr ein hohlhängiges Gesicht entgegen. Da wird es ihr klar, daß sie es mit einem wirklichen Geiste zu tun hat. Das Gesicht ihr zuwendend, ruft die Gestalt: „Gib mir meine Nachtmühe her!“ Klopffenden Herzens schleicht sie zurück in ihr Bett, zieht die Decke tief über die Ohren, um nichts zu hören. Und doch Minna's immer energischer: „So gib mir doch endlich meine Nachtmühe her!“ Punkt 1 Uhr wird's draußen still. Doch Minna liegt noch lange wach und kann nicht einschlafen. Ihr ist ganz unheimlich zumute.

Am dritten Abend um 12 Uhr beginnt es draußen wieder mit hartknöchigem Finger an die Lade zu klopfen, und dieselbe Stimme fordert laut: „Gib mir meine Nachtmühe her!“ Da eilt sie, am ganzen Körper zitternd, zu ihrer Mutter in die Kammer nebeneinander und kriecht zu ihr ins Bett. Nicht lange dauert es, da preßt es hart an das Kammerfenster und dieselbe Stimme ruft: „Gibst du mir nun endlich meine Nachtmühe her?“ Da flüstert Minna

ganz leise, kaum verständlich, ihrer Mutter zu: „Da, bring' du sie ihm hin!“ Doch sofort ruft's draußen: „Nein, du sollst sie mir bringen!“ Kurz vor 1 Uhr steht die weiße Gestalt vor dem Bett, klopft auf die Decke und flüstert nahe an Minna's Ohr: „Gib mir doch meine Nachtmühe her!“ Mühsam richtet sich Minna auf, zieht die Nachtmühe hervor und will sie der weißen Gestalt aufsetzen. Doch diese spricht: „Morgen Punkt 12 Uhr dort, wo du sie mir genommen hast!“ und ist verschwunden.

Am nächsten Morgen geht Minna in ihrer Not zum Lehrer. Der hört sie sinnenden Hauptes an und geht mit ihr zum Pastor. Lange schüttelt der das weiße Haupt und sagt dann: „Ja, mein liebes Kind, das ist eine böse Geschichte. Doch will ich dir helfen. Heute abend, kurz vor 12 Uhr kommen der Lehrer und ich und begleiten dich zum Friedhof. Dort werden wir an der Pforte gemeinsam für dich beten, während du der Gestalt die Mühe aufsetzen mußt. Vielleicht wird dir das Schicksal gnädig sein.“

Um 12 Uhr nachts kommen der Pastor und der Lehrer, holen Minna ab und begleiten sie zum Kirchhof. An der Pforte bleiben sie stehen und beten laut ein Vaterunser. Jaghaften Schrittes wankt Minna zur weißen Gestalt, setzt ihr die Nachtmühe auf den Kopf, streicht die Falten zurecht und bindet die Bänder zur Schleife. Kaum hat sie ihre schwere Arbeit getan, da erhält sie von der Gestalt eine so furchtbare Ohrfeige, daß es weithin über die schweigende Dorfstraße schallt. Spurlos ist die weiße Gestalt verschwunden. Der Pastor und der Lehrer heben die ohnmächtige Minna auf, tragen sie nach Hause und legen sie aufs Bett.

Lange, bange Wochen liegt Minna in schwerer Krankheit. Und als sie nach langen, bangen Monaten endlich das Bett verlassen kann, da trägt sie den Kopf tief auf der rechten Schulter. Aus dem bildhübschen Mädchen war eine weißhaarige Frau geworden.“

Das Greißspiel der Kinder, das germanische Thing und der Kriegsgott Ziu.

Von Hermann Haase, Wangerin.*

Die Spuren der alten mächtigen Göttergestalten unserer Altvorderen haben sich so tief ins Gemüth des nach dieser Seite hin gerade sehr starken Volkes eingepreßt, daß ihr Wesen und Warten auch bis in die Kinderreime hinein ihre Strahlen jandte.“ (Wehrhan, Kinderlied und Kinderspiel). Es wird sich dies nicht allein beim Reim sondern auch bei den Spielen beobachten lassen. Da zeigt es sich dann, daß gerade die einfachsten Spiele, die Lauf- oder Greißspiele, auf mehr als tausendjähriges Alter zurückblicken können. Daß diese Spiele dem in der freien Natur ausgewachsenen Germanenkinde wohl am nächsten lagen, ist ohne weiteres ersichtlich. Wo aber sind die Vorbilder der Greißspiele? Wir finden beim Greißspiel mehrere Kinder, die sich von einem Hasen lassen. Vor allem aber ist dem Spiele das „Ma!“ oder „Freima!“ eigen, ein Kreis, der vom „Arislage“ frei ist. Da nun der Nachahmungstrieb bei allen Spielen tätig gewesen ist, müssen wir nach Analogien im Leben der Erwachsenen oder auch in der Mythie suchen. Den umzäunten Platz und die beiden Parteien finden wir nun bei dem germanischen Volksgerichte, dem „Dinge.“ In der christlichen Zeit stehen diese Dinge schon unter dem Schutze des Kaisers, in der heidnischen Vorzeit war der germanische Gott Ziu der Hüter des Kreises, der das Ding umschloß. Daß Ziu diese Aufgabe gehabt hat, geht daraus hervor, daß ihm der Dienstaag (engl.: tuesday), der in einigen Gegenden Deutschlands auch heute noch „Dingstag“ heißt, geweiht war. Die alten Plätze der Volksversammlungen wurden später in christlicher Zeit an manchem Orte ummauert, dafür bietet das „Tie“ im Dorfe Haagen bei Braunischweig noch heute ein Beispiel. Wir können die Tätigkeit Zius aber noch weiter zurückverfolgen. In den Felszeichnungen von Bada Bohuslän (Schweden) findet sich eine einarmige Figur mit einer Scheitlinge als Begleiter des Sonnengottes, nach Rosinna (Die deutsche

*) a. St. im Schützengraben an der Ostfront.

Vorgeschichte) ist es der Mondgott, (Tius, Ziu) in seinem eigensten Berufe tätig, eine durch Seilschranken gegen die unheilige Außenwelt geschützte und eingefriedete Versammlung zu überwachen. Daß nun Ziu der Mondgott war, besteht aus zwei Tatsachen: beide Götter sind einarmig; daneben geht die Identität noch daraus hervor, daß die germanischen Volksversammlungen stets zur Zeit des Voll- oder Neumondes abgehalten wurden, wenn also die Kräfte des Mondgottes (Ziu) am stärksten war (Vollmond!), oder wenn es zu einer Zeit stattfand, wo das Aufzuehrende mit dem Monde wuchs (Neumond!).

Daß der Bannring des Ziu, der eingezäunte Raum des Thinges und das Freimal des Kinderpieles zusammenhängen, wird uns durch die eigentümliche Bezeichnung des Freimales in der Gegend von Pölitz klar, wo es nämlich im Kindermund mit „Mond“ bezeichnet wird. Auf Grund dieser alten Bezeichnung für das Mal erkennen wir deutlich die Parallelen zwischen Götterfest, Volksversammlung der Germanen und dem Kinderpiel. Dort die Festversammlung der Götter, der Bannkreis, der vom Mondgotte bewacht wird und die feindlichen Mächte, denen beim Kinderpiel die Partei der zu Schlagenden, der „Mond“ (Freimal) und der Greisende entsprechen.

Jetzt mag manchem auch die Tatsache leichter einleuchten, warum der stets kampfs- und abwehrebereite Ziu eigentlich der Kriegsgott der Germanen geworden ist und nicht der erst in späterer Zeit ungleich angesehene Thor oder Donar.

Der Kuckuck auf dem Zaune.

(Nachruf verboten.)

In vielen Gegenden Niederdeutschlands ist das Lied von dem „Kuckuck auf dem Zaune“ bekannt und verbreitet. Bald begegnet es im Kindermund als Abzählreim, bald wird es als Scherzlied auf den Kuckuck und bald als Hochzeitslied geungen; um die Mitte des 17. Jahrhunderts ist es sogar bei den Hugenoten und -tänzen angestimmt worden. In Wirklichkeit ist es ein altes Hochzeitslied, dessen Ursprung bis in die heidnischen Zeiten zurückgeht, und mit Recht sagt Wossidlo (II, 1 S. 445), daß der mythische Charakter des Liedes durch mehrere sehr altertümliche Züge, die in den heimlichen Fassungen begegnen, in helleres Licht treten dürfte. Wer sich mit den dichterischen Erzeugnissen des niederdeutschen Volksmundes etwas eingehender beschäftigt hat, empfindet von vornherein den altertümlichen Charakter des Liedes.

Aus Pommern sind mehrere Fassungen des Liedes bekannt geworden. Die älteste derselben findet sich in E. M. Urndis Märchen und Jug. I S. 352 f., wo es so heißt:

De Kukul up dem Tuune satt,
Dat wurd regnen, un he wurd natt,
De Kukul un de wurd natt,
Doon schreed he: „Ach, min buntes Gatt,
Wo natt, wo natt, wo natt, wo natt!
Min Gatt, wat büßt du natt!“
Kukul, Kukul!
De Kukul flog nah Huus.

Urndt hat das Lied in eins seiner Märchen einverflochten, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er es aus dem Volksmunde seiner engeren Heimat (Neudorpmommern) geschöpft hat. Während aber diese Fassung des Liedes noch keine Beziehung auf die Hochzeit durchblicken läßt, wird solche aus einer anderen Fassung, die aus Langenhanshagen (Kreis Franzburg) stammt, deutlich erkennbar. Diese Fassung lautet:

De Kukul up den Tuune satt,
Don regent dat, un he würd natt,
De Kukul, de Kukul,
Un de würd natt,
Don sem de leewe Sünneschien,
Don würd he werre drög un sien,
De Kukul, de Kukul
Würd drög un sien.

He flog nah Goldschmieds Huus heran;
„Ach, leewer leewer Goldschmiedsmann,
Ach, Goldschmiedsmann,
Du leewer Mann!“

„Nak mi von Gold een' Rosenkranz,
Dat id mit mine Leewste danz!
Een' Rosenkranz,
Dormit id danz!“

De Kukul up den Tuune satt,
Don regent dat, un he würd natt,
De Kukul, de Kukul,
Un de würd natt.

Eine noch etwas vollständigere, gleichfalls aus Pommern stammende Fassung des Liedes findet sich in einem wenig bekannten Werke von Chr. Gilow: De Hoctio (Anklam 1868 S. 1357), wo das Lied folgenden Wortlaut hat:

De Kukul up'n Tuun eis satt, dildat!
Dor rägent dat, un hei würd natt,

Dor lamm de leewe Sünneschien,
Dor würd hei werre drög un sien.

Un flög nah't Goldschmieds Huus heran:
„Ach, leewe leewe Goldschmiedsmann!

Schenk mi von Gold en Rosenkranz,
Dat id mit mine Leewste danz!

In desen Danz kümmt keiner rin,
Allein mit min Leewst wi 'd hier sin.

Gott päw' de Bruud, wat id ehr wünsch:
Upt Johr en jungen glatten Prinz,

Un anner Johr en Mäken schwin,
Bet dat dat vieruntwintig sin!

Un alle vieruntwintig um den Disch —
Denn wett de Kruu, wat Huusholling is!“

Wenn Gilow am Schlusse des Liedes ratlos nach dem Namen des Dichters des Liedes fragt, so zeigt das, daß er den Ursprung desselben völlig verkannt hat. Es ist eben reine Volkspoesie. Leider scheint der Text des Liedes neuerdings mehr und mehr in Vergessenheit zu geraten; meist ist nur noch der Anfang in den beiden oder vier ersten Zeilen bekannt.

A. Haas.

„Hummel Hummel“. Regen un vertig ole Sprekwoerd for use Eckdaten un Mariners Mit 22 Zeichnungen von Linde-Walther. 4. Auflage. Preis kartoniert 2.— A geb. 2.50 A. 1918. Richard Hermes Verlag, Hamburg 37. —

„Hummel Hummel“, mit den köstlichen Zeichnungen des Lübecker Malers Linde-Walther, frei nach Wilhelm Buch, ist der plattdeutsche Schlager dieses Jahres geworden. Wie schnell sich das Buch bei unseren Feldgrauen und unseren Marinern, bei Jägern, Seefahrern, alten Knaben und allen Freunden der urwüchsigen niederdeutschen Sprache Beliebtheit erworben hat, beweist die Tatsache, daß seit dem Erscheinen vor nunmehr einem Jahre bereits 4 Auflagen herausgekommen sind.

Niedersachsenbuch 1918. Ein Jahrbuch für niederdeutsche Art. Herausgegeben für die Niederdeutsche Vereinigung von Richard Hermes. Preis kart. 2 A. Richard Hermes Verlag, Hamburg. — Niedersachsenbuch (hier gleichbedeutend mit Niederdeutschland) ist uns heute nur noch ein literarischer und kultureller Begriff. Aber um so mehr ist es unsere völkische Pflicht, unsere Stammesart und unsere niederdeutsche Sprache zu wahren. Dazu soll auch das Niedersachsenbuch helfen. Das Niedersachsenbuch erschien zuerst für das Jahr 1914 und hatte großen Erfolg. Aber wegen des Krieges konnten zunächst die weiteren Jahrbücher bisher nicht erscheinen. Desto mehr ist es zu begrüßen, wenn jetzt, zum vierten Kriegswinter, eine neue Ausgabe herauskommt, die das zusammenfaßt, was während des Krieges auf literarischem und kulturellem Gebiete für Niederdeutschland Bedeutung gewonnen hat.